

Fünf Kalendergeschichten

Autor(en): **Maiwald, Peter / Stauber, Jules**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-597599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Wahrheit

Der Wahrheit hatten ihre Feinde eine Falle gebaut, und sie war in einem unbedachten Moment hineingetreten und brach sich ein Bein und hinkte seitdem.

Wie es ihre Art war, setzte sie dennoch unbeirrt ihren Weg fort, aber wohin sie auch kam, im flachen Land oder in den Bergen, die Leute zeigten mit Fingern auf sie und auf ihr langsames Bein und wollten ihr keinen Glauben schenken. Das

soll die Wahrheit sein, lachten sie, und: Geht so der Fortschritt? Das sieht uns eher wie eine hinkende Lüge aus.

Die Wahrheit mochte nun bitten und betteln und sich erklären, soviel sie nur wollte, es nützte ihr nichts. Die Leute winkten schon ab, wenn sie sich nur zeigte. Währenddessen ging die Lüge mit ihren kurzen Beinen, aber aufrecht, durch die Städte, Fabriken und Dörfer und gewann ihr Vertrauen. ■

Ein Härtefall

Einmal muss sie über mich hergefallen sein, die Härte, genaueres weiss ich nicht mehr. Kann sein: in einer Ecke des Kaufparks vor all den Waren oder nach meiner Entlassung oder angesichts meiner Kontoauszüge oder nach jahrelanger Lektüre («Die Reichen», mein Lieblingsbuch!). Jedenfalls leben wir nun zusammen, die Härte und ich, in wilder Ehe. Ich bin ihr Fall.

Seitdem lobe ich, was hart macht, und meinen Körper entdeckte ich neu. Auf Herz lege ich wenig Wert, das Hirn grübelt aufhaltend, Seele kann mir gestohlen bleiben, überhaupt alle inneren Organe sind mir verdächtig, sie sind zu weich.

Ich habe entdeckt, dass der Mensch aus Ellenbogen, Zähnen, Fäusten und Füßen besteht, wenn er bestehen will. ■

Das Elend

Am Sonntag, an dem wir gewöhnlich nicht daran dachten, begann das Elend zu heulen und hörte auch nicht am Montag damit auf und auch nicht am Dienstag, von den folgenden Tagen ganz zu schweigen.

Wir stürmten die Läden, die Ohrenwachs führten, aber der Stoff half uns nicht, das Elend heulte durchdringend. Unsere Kinder heulten in all dem Lärm, und wir Erwachsenen schrien uns an, weil wir uns anders kaum verständigen und verstehen konnten.

Wir schrien nach Ohrenschützern, um uns vor dem eintönigen Schrei des Elends zu schützen, und bestürmten unsere Regierung mit der Forderung nach einer kostenlosen Ausgabe für alle. Unsere Regierung gab nach. Wir erhielten unsere Ohrenschützer auf Krankenschein. Sie halfen uns nicht. Das Elend gellte weiter in unseren Ohren.

Unsere Sender und Radiostationen erweiterten ihre Kapazitäten und versuchten das Elend mit leichter Musik zu übertönen. Es gelang ihnen nicht. Manche verstopften ihre Ohren mit Zeitungspapier, das als undurchdringlich galt. Das war ein Irrtum. Andere legten sich auf die Ohren und priesen den Schlaf der Gerechten als Allheilmittel. Er half nicht. Das Elend liess uns nicht in Ruhe. Wieder andere liessen die Fenster und Eingänge ihrer Häuser mit Beton ausgiessen. Es nutzte nichts. Der Beton hatte Ohren. Und wieder andere erklärten das Elend zum letzten Schrei und heulten mit ihm wie die Wölfe, aber das Elend hörte nicht auf zu heulen und hielt sich nicht an eine Jahreszeit wie die Mode. Wir waren verzweifelt.

Da beschloss unsere Regierung, dem schreienden Elend endgültig zu Leibe zu rücken

und gab, wo nicht schon vorhanden, für jeden Haushalt Messer aus und den Befehl, sich die Ohren abzuschneiden, um dem Elend beizukommen. Dies geschah. Das Elend wurde unerhört, und wir atmeten auf und lebten in Frieden und gelassen wie zuvor.

Da geschah es – an einem Sonntag, an dem wir gewöhnlich nicht daran dachten –, dass das Elend begann, uns in die Augen zu stechen, und es hörte auch nicht am Montag damit auf und auch nicht am Dienstag, von den folgenden Tagen ganz zu schweigen. Da erinnerten wir uns der Messer, die unsere Regierung gegen alle Übel ausgegeben hatte, und nahmen sie zu Hilfe, und das Elend schwand aus unseren Sinnen. ■

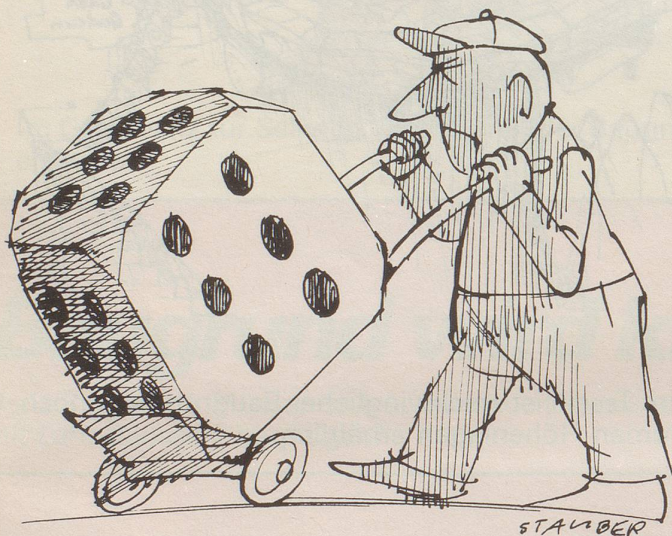
Der Rücksichtnehmer

Der Mensch ist schrecklich, sagt er, lauter Extremitäten: begehrlische Hände, Beine, die zu weit gehen können, Geschlechtsteile, die Ungebührliches verlangen, ein Herz, das aus dem Leibe schlägt, und dann noch ein Kopf, der hoch hinaus will. Kein Wunder, dass der Mensch aneckt, wo er nur ist.

Der Rücksichtnehmer steht vor dem Spiegel und ist sich selbst zuwider. Die Ausstattung des Menschen ist sein Unglück, das sieht er. Er sucht Trost in der Bibel und reisst aus, was ihn ärgert.

Am Ende ist er zugerichtet, wie er sich passt. Er erwartet Besuch. Er sieht sich zufrieden im Spiegel. So könnte es gehen. Schnell noch einige Korrekturen, und er wird ein angenehmer Gastgeber sein.

Der Besuch betritt das Zimmer und findet niemanden vor. ■



Die Landstreicher

Es sind hungrige, gierige Leute. Jahrelang haben sie nur Diät gegessen, die bei ihnen «Manöver» heisst, jetzt rufen sie einander zu: «Mahlzeit!»

Friedland haben sie schon zerstört, Heiland ist nicht mehr und Niemandsland ist gestrichen. Jetzt bleibt nur noch das Ausland.

Es handelt sich um unsere Lebensinteressen, sagen sie. Wie sollten wir am Leben bleiben, wenn kein Land mehr zu streichen ist. Wir sind Landstreicher.

Niemand will sie haben. Sie stinken nach Brand und Leichen schon von weitem, sagen die Leute, und die Nachbarn sagen: der Lärm ihrer Eisen ist unerträglich. Die Eltern sagen: unser Kind soll kein Landstreicher werden.

Die Landstreicher starren sie an: was versteht ihr schon von unserer Kunst. In anderen Ländern haben sie Akademien allein uns zu Ehren. Wollt ihr gestrichen werden?

Des nachts, wenn die Toten und die Strichlisten sie nicht schlafen lassen, schauen sie in den Mond. Einige haben schon Karten und machen Striche. Andere erzählen von den Ländern, die sie gestrichen haben, und wie sie aussahen. Das war ein Landstrich, sagen sie und seufzen.

Sie wollen nicht sterben. Manchmal gelingt es ihnen, mit abenteuerlichen Erzählungen ein Kind zu fesseln oder eine Dienstmagd in ihre Unterkünfte zu zwingen. Wo immer möglich, werben sie um Nachwuchs. Freiheit ist, wo nichts mehr übrig bleibt, singen sie. Es gibt noch Junge, die auf ihren Strich gehen. ■